

Aber schon am nächsten Tag wartete einer von Vaters Mustangs auf mich, eine junge, feurige Scheckenstute. Schwungvoll hob er mich auf ihren Rücken, wobei er mir alles, was ich gestern gelernt hatte, noch einmal in Erinnerung rief. Dann drückte er mir die Zügel in die Hand und bestieg ein anderes Pferd. Einen Sattel gab es nicht, auch keine Decke, und die Zügel waren Lederriemen, mittels einer Schlinge am Unterkiefer des Tieres befestigt. Auf diese Weise hat der Reiter einen direkten und unmittelbaren Kontakt zum Körper des Pferdes. Er spürt deutlich jede Regung des Tieres und kann sich darauf einstellen. Ich habe später natürlich auch das Reiten mit Sattel gelernt, allein schon durch den Umgang mit Bleichgesichtern, habe diese Art des Reitens aber nie geliebt. Auch heute noch bevorzuge ich den bloßen Pferderücken oder eine Decke, und ein hartes Gebiss, wie es die Bleichgesichter ihren Pferden zumuten, habe ich stets abgelehnt. Indianer lenken ihre Reittiere ohnehin fast nur mit den Schenkeln und gebrauchen die Zügel ganz selten, eigentlich nur zum Anhalten. Die Hände müssen im Notfall frei bleiben können für die Handhabung der Waffen.

Diesen ersten Ausritt mit meinem Vater genoss ich sehr. Intschu tschuna nahm mich durchaus ernst. Er lachte mich auch nicht aus, wenn die Scheckenstute anders wollte als ich, ließ es uns beiden aber nicht durchgehen

„Das Pferd muss dir gehorchen“, erklärte er.

„Dein Leben kann davon abhängen.“

Nun wollte ich meinen Willen durchsetzen - mit dem Ergebnis, dass die Stute stieg und ich in hohem Bogen ins Gras fiel. Diesmal war es kein freiwilliger Sturz, sondern ein ganz und gar echter! Ich war auch nicht darauf vorbereitet und hatte alle guten Lehren vergessen. Jede Stelle meines Körpers schmerzte. Wahrscheinlich hatte ich mir ein paar Prellungen und Hautabschürfungen zugezogen, ich weiß es nicht mehr genau. Aber ich weiß, dass mir die Tränen in die Augen schossen. Ich wollte nicht weinen und schluckte und schluckte. Intschu tschuna war abgestiegen. Er beobachtete mich eine Zeitlang, dann zog er die Augenbrauen hoch.

„Was ist jetzt? Der Häuptling will weiter - oder möchte Ch'agi zurück zu seiner Mutter?“

Oh ja, genau das wollte ich! Aber es durfte nicht sein, und so mühte ich mich auf die Beine und mit Hilfe des Vaters auf das Pferd, das nun

ganz friedlich gehorchte. Abends im Zelt, kurz vor dem Einschlafen, hörte ich, wie Vater und Mutter leise miteinander sprachen. Itisha flüsterte:

„Sag, wie war er?“

Und Intschu tschuna antwortete:

„Er war großartig.“

Das sagte er zu meiner Mutter - nicht zu mir!

Unsere Reitübungen wurden fortgesetzt, wenn auch nicht immer mit Intschu tschuna. Der Häuptling musste sich oft wichtigeren Dingen widmen, aber es fanden sich Krieger, die gerne mit mir ritten. Ein guter Krieger trachtet ständig danach, seine Fähigkeiten und die seines Pferdes zu vervollkommen, er wird sich nie mit dem, was er kann, zufrieden geben. Meine Leistungen besserten sich täglich. Ich lernte, von beiden Seiten auf das Pferd zu springen. Indianerponies sind darauf dressiert, denn im Gefahrenfall kann der Reiter auf diese Weise Zeit sparen. Auch das Fallen gelang mir bald ganz gut, obwohl die Mustangs häufig wechselten und ich mich jedesmal neu auf ein Pferd einstellen musste. Manchmal kam es einem meiner Lehrer in den Sinn, das Tier zu reizen oder zu erschrecken, damit es mich abwerfen sollte. Diesmal aber nicht auf grasbewachsenem Boden, sondern auf Sand und Stein, am Flussufer, am Hügelabhang - ja sogar in stachlige Sträucher. Immer öfter geschah es jedoch, dass ich mich auf dem Pferderücken zu halten vermochte, selbst bei unerwarteten Reaktionen.

Einem Weißen mag vielleicht diese Vorgehensweise einem kleinen Kind gegenüber recht hart erscheinen, gelegentlich sogar brutal. Die Abhärtung aber gehört zum Apachenleben. Ich gebe zwei andere kurze Beispiele, die typisch sind dafür.

Es war in demselben Jahr, da durfte ich meinen Vater bei der Kleintierjagd begleiten. Er erlaubte dies nicht, um mir eine Freude zu machen, sondern verfolgte eine bestimmte Absicht dabei. Die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel, da trafen wir auf ein kleines Wasserloch. Mein Vater zeigte auf das verlockende Nass und befahl:

„Nimm den ganzen Mund voll Wasser!“

Stolz wollte ich ihm beweisen, dass ich mich zu beherrschen wusste. Also antwortete ich:

„Ich habe keinen Durst, shitaa¹.“

¹ Mein Vater

„Du sollst es auch nicht trinken! Wir werden jetzt ein großes Stück in die Wüste hineinlaufen.“

„Ich soll nicht trinken und dennoch meinen Mund mit Wasser füllen? Das verstehe ich nicht.“

„Du darfst das Wasser nicht schlucken, mein Sohn, bis ich dir befehle, es wieder auszuspucken.“

Und dann wanderten wir bei sengender Hitze eine lange, lange Strecke. Mein Vater verzog keine Miene, als ob ihm die flirrende Hitze überhaupt nichts ausmachte. Welch eine Qual war das! Wie gern hätte ich nach kurzer Zeit das Wasser geschluckt - aber ich bestand die Prüfung. Als ich dann das Wasser auf seinen Befehl hin ausspuckte, erwartete ich ein Lob. Er jedoch schlug wortlos den Rückweg ein.

Ein anderes Mal, ich glaube, es war im sechsten oder siebten Winter meines Lebens, ritten der Häuptling und ich hinauf in den Norden. Dass er mich mitnahm auf diese weite Reise, bedeutete eine Auszeichnung, und ich fühlte mich fast wie ein Mann und großer Krieger. Wochenlang waren wir unterwegs. Ich sah die Welt mit anderen Augen, kannte ich doch in der Heimat nur Hitze, Trockenheit, Sand und Staub. Gewiss schneit es im Winter auch manchmal in unseren Bergen, aber doch nur wenig, und die Kälte dort hätte ein Bewohner des Nordens bestimmt nicht als solche empfunden. Hier nun sollte ich wirkliche Kälte, Schnee und Eis kennenlernen. Plötzlich zügelte Intschu tschuna seinen Rappen vor einem zugefrorenen See und befahl mir, mit dem Fuß ein Loch in das Eis zu schlagen. Hatte er Durst? Ich tat, wie mir gesagt wurde. Kaum war das fast kreisrunde Loch so groß, dass es mehr als den Umfang eines Menschen besaß, gebot mir Intschu tschuna, in dem eiskalten Wasser zu baden. Als ich am ganzen Körper zitternd wieder herauskam, stieg auch er hinein, ohne mit der Wimper zu zucken.

Diese Härte gegen sich selbst ist notwendig. Sie ist Teil eines Überlebenstrainings, ohne das wir als Volk in jenen kriegerischen Zeiten untergegangen wären. Denn unser Überlebenskampf fand jeden Tag aufs neue statt. Immerzu mussten wir uns behaupten gegen alles, was uns umgab. Gegen feindlich gesinnte Comanchen und andere Stämme, gegen räuberische Mexikaner, die den Menschenhandel zu einem guten Geschäft machten, gegen weiße Goldsucher und Siedler, die uns die wenigen fruchtbaren Landstriche wegzunehmen drohten,

gegen ihre Soldaten, die wir „Blauröcke“ oder „Langmesser“ nannten, ihrer Uniformen und Säbel wegen und nicht zuletzt auch gegen eine Umwelt, die eine gnadenlose Auslese betrieb, in der ausschließlich die Starken und Widerstandsfähigen überlebten. Seit Generationen hatten sich die Apachen diesen Umständen angepasst, waren so vollständig ein Teil dieser Natur geworden, dass sie geradezu mit ihr verschmolzen - eins wurden im Kampf gegen die menschlichen Feinde, die schlimmer waren als Puma, Skorpion und Klapperschlange. Das Wissen, wie man selbst in der ödesten Wüste überlebt, auch da noch Wasser findet, wo andere verdursten, wie man Wunden und Verletzungen heilt mit dem, was gerade zur Hand ist - jeder Mann und jede Frau unseres Volkes beherrscht es. Und niemals vergessen wir, dem Großen Geist für dieses Wissen zu danken.

Es gab noch etwas, das ich in dieser Zeit zu lernen hatte. Der Überlebenskampf, von dem ich soeben sprach, erforderte auch dies: die schnelle Reaktion auf ein Warnsignal. Es gibt zwei solcher Signale für das Dorf. Eines bedeutet, sich sofort reisefertig zu machen. Eine Gefahr nähert sich den Zelten, die jedoch Zeit lässt, die Tipis abzurechen und die Packpferde mit allem Hab und Gut zu beladen. In der Zeitspanne, die die Bleichgesichter eine Stunde nennen, ist dann das gesamte Dorf zum Aufbruch bereit. Das kann nur deshalb geschehen, weil jeder genau weiß, was er zu tun hat. Jeder Handgriff muss eingeübt sein. Daher wird hin und wieder ein solches Warnsignal auch ohne Grund gegeben und zwar mittels einer schrilltönenden Pfeife oder einer Trommel.

Das zweite Warnsignal befiehlt die augenblickliche Fluchtbereitschaft und wurde und wird häufiger geübt. Ertönt dieses Signal, dann bricht jede Tätigkeit auf der Stelle ab. Frauen ergreifen die Säuglinge und kleinen Kinder - auch, wenn sie nicht deren Mütter sind - und den immer bereitliegenden Proviantbeutel, junge Männer und junge Mädchen bringen ihnen und den Alten und Kranken irgendein Pferd, die Krieger springen bewaffnet auf den nächststehenden Mustang. Dabei muss es sich nicht um das eigene Pferd handeln - wenn es um das Leben geht, zählt jede Sekunde. Bei diesem Alarmruf ist jeder nach einer Minute zur Flucht bereit, selbst wenn er aus dem Schlaf gerissen wird. Im Alter von drei oder vier Jahren bekommt man selbstverständlich noch keine Aufgabe. Man muss aber lernen, sofort aufzuspringen, sich bereitzuhalten und den

Erwachsenen nicht im Weg zu stehen. Damals ahnte ich noch nicht, dass der Befehl für den Alarmruf von meinem Vater ausging. Er allein entschied, wann er dem derzeitigen Herold diesen Befehl gab. Und auch jener erfuhr es erst unmittelbar davor. Mein Vater verriet seine Absicht nicht einmal meiner Mutter. Nur strenge Geheimhaltung gewährleistete eine wirkliche Vorbereitung auf den Ernstfall, und nicht wenige Dorfgemeinschaften überlebten dank dieser Übungen.

Dass unser Dorf zum großen Stamm der Mescalero-Apachen gehörte, das wusste ich in meinen jungen Jahren schon. Dass aber mein Vater deren Häuptling, ja sogar der oberste Häuptling der Apachen war, das hatte mir noch niemand gesagt. Die vielen hochrangigen Gäste, die unser Zelt besuchten, die Beratungen, an denen mein Vater teilnahm, die Anordnungen, die er gab - mit all diesen Dingen wuchs ich wie selbstverständlich auf. Schließlich stellte jeder Krieger für uns Kinder eine Respektsperson dar. Allmählich dämmerte mir jedoch, dass selbst die angesehensten Krieger den Befehlen meines Vaters gehorchten. Das erschien mir wunderbar, und ich betrachtete ihn von nun an mit anderen Augen.

Intschu tschuna, das heißt „Gute Sonne“, war etwas größer als die meisten Apachen. Seine Bewegungen blieben auch in der Erregung stets gemessen und würdevoll. Das Gesicht, eher schmal und markant, zeigte edle Züge. Seine Augen waren sehr dunkel, fast schwarz, wie die meiner Mutter. Sie konnten überaus kalt blicken, aber auch freundlich und nachsichtig. Seine Stimme besaß einen angenehmen Klang, man hörte ihm gern zu. Obgleich er gewöhnlich nur wenig sprach, konnte er großartige Reden halten, die die Menschen in ihren Bann schlugen. Auffallend waren seine langen, tiefschwarzen Haare, die er auf dem Kopf hochgebunden trug, und die solcherart geordnet den Rücken herab fielen. Darin steckte eine herrliche Adlerfeder, Gegenstand meiner glühendsten Bewunderung. Und geradezu mit Verehrung und Scheu pflegte ich die prächtige Adlerfederkrone zu betrachten, die dem Häuptling gehörte, die er aber nur zu besonderen Anlässen trug. Kaum wagte ich, sie zu berühren, denn jede einzelne Feder erzählte eine Geschichte von Intschu tschunas Tapferkeit und Ruhm. Von seinem Mut sprachen ebenfalls die Narben des Sonnentanzes auf seiner Brust, durch den er als junger Krieger gegangen war. Er sprach nicht darüber. Ich erfuhr es von meiner

Mutter, als ich einmal danach fragte. Da legte sie ihre angefangene Näharbeit in den Schoß und blickte nachdenklich vor sich hin.

„Es war ein großes Ereignis damals. Denn nicht jedes Jahr gibt es, wie in früheren Zeiten, einen Sonnentanz. Geschieht es aber, dann wird es überall bekannt gemacht, und die Menschen strömen herbei. sogar solche, die einander feind sind.“

„Und dann kämpfen sie?“

„Aber nein, Ch'agi! Für die Dauer des Sonnenfestes gilt strenger Waffenstillstand. Der Sonnentanz ist ein mächtiges Opfer. Die, die es bringen, dürfen der höchsten Anerkennung durch alle Stämme sicher sein.“

Ich fühlte, wie mich ihre Worte aufregten. Mein Herz klopfte.

„Intschu tschuna hat dieses Opfer gebracht?“

„Das hat er. Ich war damals noch nicht seine Gefährtin, aber meine Familie war eingeladen zu den Cheyenne, wo der Tanz stattfand, ebenso wie die seine. Wir kamen nur als Gäste, aber dann entschied sich Intschu tschuna ganz überraschend dafür, am Sonnentanz teilzunehmen. Ich stand dabei und betete zum Großen Geist für ihn. Mit ihm tanzten noch drei fremde Krieger für die Sonne - doch meine Augen sahen nur ihn.“

Sie lächelte mich an.

„Er war der schönste von allen.“

„Werde ich auch einmal für die Sonne tanzen?“

„Das kann ich dir nicht sagen. Es ist eine freie Entscheidung, nicht jeder Krieger tut es. Auch bedeutet es keine Schande, wenn einer sich dagegen entscheidet. Viele lehnen den Sonnentanz ohnehin ab.“

Sie wollte mit ihrer Arbeit fortfahren, mein Wissensdurst war indes noch nicht gestillt. Ich legte meine Hand auf ihren Arm.

„Ist es gefährlich?“

„Ja, mein Sohn. Manch einer hat sein Leben dabei verloren. Und viele brauchen lange, um sich davon zu erholen. Darum wird der Sonnentanz heute nicht mehr so oft veranstaltet. In Zeiten, wo jeder Krieger gebraucht wird, dürfen gerade die Tapfersten nicht ausfallen. Andererseits benötigen wir in diesen Zeiten ganz besonders die Hilfe des Großen Geistes, der solche Opfer wohlgefällig betrachtet.“

„Nur dieses oder auch andere Opfer?“

Sie streichelte meine Hand, die noch auf ihrem Arm ruhte.

„Du fragst deine Mutter - aber die Antwort kennst du schon. Jedes Opfer, das heißt, jede freiwillige Tat, die verbunden ist mit seelischen oder körperlichen Schmerzen, ist ein Geschenk für den, der uns erschaffen hat. Ja, sogar das einzige, das wir ihm bringen können. Ein solches Opfer hat jedoch noch einen anderen Sinn: die Überwindung des eigenen Willens, die Unterwerfung des Körpers! Ein Apache muss dies erlernen, auch mein Sohn. Itisha weiß, dass er sich bereits darin übt. Sei aber nicht zu kühn, alles braucht seine Zeit.“

„Erzähle mir mehr vom Sonnentanz,“ bat ich.

Sie schüttelte den Kopf, denn in diesem Moment störte uns meine kleine Schwester. Eilig kam sie auf ihren kurzen Beinchen angetapst, in den kleinen Händen hielt sie einen Hundewelpen. Die Mutter des Hündchens umsprang Nscho-tschi laut bellend. Das konnte nicht gutgehen, und Itisha rief ihr zu, sie solle den Welpen absetzen. Nscho-tschi hörte nicht oder wollte nicht hören. Natürlich kam es, wie es kommen musste: Die Hündin brachte sie zu Fall, schnappte sich ihr Junges und lief davon. Meine Schwester blieb weinend sitzen. Anklagend wies sie mit dem Finger hinter der Hündin her, während ich in schallendes Lachen ausbrach. Da wurde sie wütend:

„Ch'agi ist böse!“

„Nein, Ch'agi ist nicht böse, aber Nscho-tschi ist dumm!“

Itisha half ihr beim Aufstehen. Sie seufzte.

„Man nimmt einer Mutter nicht das Kind weg - auch einer Tiermutter nicht. Nscho-tschi mag froh sein, dass sie nicht gebissen wurde.“

Itisha hatte gewusst, dass wir Knaben uns bereits in der hohen Kunst der Selbstbeherrschung übten. Wir sahen, was die Älteren taten, und wie so oft ahmten wir sie nach. Unsere Spiele, selbst die harmlosesten, stellten immer eine Art Wettbewerb dar. Regelmäßig ging es darum, sich den Gefährten gegenüber durchzusetzen und zu behaupten. Oft wurden Preise ausgesetzt, um den Reiz zu erhöhen. Wir lieferten uns Wettrennen zu Fuß und zu Pferd, wir schwammen um die Wette. Jeden Tag neu versuchten wir, einander zu übertrumpfen. Wer am längsten unter Wasser bleiben konnte, wer am höchsten sprang, am höchsten und schnellsten kletterte, beim Schlagballspiel der Erfolgreichste war - täglich wollten wir es herausfinden. Und das ging nie ohne Schrammen, Beulen, Prellungen, Verstauchungen und Blutergüsse. Wer heulte, wurde verachtet und als

kleines Mädchen verspottet. Allerdings muss gesagt werden, dass auch die Spiele der Mädchen manchmal rau waren. Sie bissen die Zähne zusammen wie wir Knaben, und es musste schon einiges passieren, ehe sie in Tränen ausbrachen. Man hätte uns Kinder mit einem Rudel junger Wölfe vergleichen können, die ja auch im Spiel das Kämpfen erlernen, um im Lebenskampf zu bestehen. Und ich, der kleine Häuptlingssohn, wollte keineswegs hinter den anderen zurückbleiben. Seit ich von der herausragenden Stellung meines Vaters wusste und die Narben des Sonnentanzes gesehen hatte, hielt ich es für eine Ehrensache, unter meinen Altersgefährten möglichst einer der besten zu sein - was mir meistens auch gelang.

Die Worte meiner Mutter bezogen sich jedoch auf etwas anderes, als auf unsere wilden Spiele. Es handelte sich dabei um das Ertragen absichtlich herbeigeführter Schmerzen. Dies einem Bleichgesicht zu erklären und Verständnis dafür zu erlangen, ist sehr schwierig. Denn die Weißen tun alles, um selbst die geringsten Schmerzen zu vermeiden. Es ist dies aber eine Handlungsweise, die nicht allein den Apachen eigen ist, sondern bei vielen Völkern der roten Rasse geübt wird. Von klein auf müssen wir uns damit auseinandersetzen. Mit bloßen Händen ins Feuer zu greifen, um etwas herauszuholen, ein glühend heißes Messer anzufassen, die Klinge eines scharfen Dolches fest mit der Hand zu umschließen, bis das Blut fließt, sich selbst an Armen und Beinen Messerschnitte zuzufügen, mit nackten Füßen auf Dornen zu treten - diese Beispiele sollen genügen.

Ich habe Bleichgesichter reden gehört, Indianer kennen keinen Schmerz. Das ist nicht wahr! Natürlich verspüren wir Schmerzen ebenso wie die Weißen und wie jede lebende Kreatur. Der Unterschied liegt nur darin, dass wir den Schmerz zu beherrschen verstehen. Und nur die gnadenlose, von Kindheit an geübte Selbstbeherrschung ermöglicht einem roten Krieger absolute Schmerz- und Todesverachtung am Marterpfahl seiner Feinde.

Dazu gehört auch das Ertragen von Hunger und Durst. Jeder Krieger fastet hin und wieder freiwillig, um den Körper dem Geist zu unterwerfen und in der Entsagung zu prüfen. Auch wir Knaben taten das. Wie immer galt: Wer es am längsten aushielt, der war der Beste. Nicht selten kam es vor, dass unsere Eltern eingreifen mussten, sonst hätte unsere Gesundheit Schaden erlitten. Und was Intschu tschuna schon einmal von mir verlangt hatte, nämlich bei quälender Hitze das

Wasser im Mund nicht zu schlucken, das erprobten wir häufig bei unseren Wettkämpfen.

Wenn du, mein Bruder, nun den Eindruck gewonnen hast, meine Kindheit sei unglücklich gewesen, so kann ich dir das Gegenteil versichern. Bis zu diesem Zeitpunkt und darüber hinaus war es die ganz normale Kindheit eines Apachen. Es hätte gar nicht anders sein können, wir kannten es nicht anders. Schmerz, Opfer, äußerste Willensanstrengung gehören damals wie heute zum täglichen Leben, ebenso wie Scherzen und Lachen, Tanz und Spiel. Wenn wir gelegentlich fasten, so feiern wir doch auch die schönsten Feste. Schon als Kinder beschenkten wir einander. Wir waren ausgelassen und übermütig wie die Fohlen in unserer Herde. Von den Sorgen und Ängsten der Erwachsenen bekamen wir nichts mit, und wenn es doch geschah, so vertrauten wir der Klugheit und Tapferkeit unserer Krieger.